

Die Heimat

Beilage des „Neuen Görlitzer Anzeigers“
Nr. 21. 1937 26. Mai

Zwischen den Toren Ein Roman der Stadt Görlitz aus der Zeit des Vörfalles . Von Erich Wobbs 5. Fortsetzung

Merten Schmidt tobte.

Sein Stod schlug durch die weiten Hallen des Schönhofs, und seine Stimme überschlug sich bei jedem Befehl, den er den Brauern gab. Seit in den frühesten Morgenstunden die schwere kupferne Braupfanne vom Braumeister und seinen Gesellen auf dem zweirädrigen Karren herangefahren worden war, hatte er nicht aufgehört, wo er sich sehen ließ, wie ein böses Wetter dareinzufahren.

Nichts machte man ihm recht. Erst bekamen es die Weiber zu spüren, die das zum Brauen nötige Wasser nicht schnell genug in ihren Eimern von der Röhrbütte auf dem Untermarke brachten, dann die Braugesellen, die beim Schein der Ollampe im weiten Gewölbe die Würze vorbereiteten und sie, über den wilden Schönhofswirt fluchend, in die gefüllten Kessel über der offenen Feuerstelle schütteten. Freilich, als er auf den Feuerwächter losfuhr, bei dem man nie wußte, ob es der Feuerschein oder die vielen Freibiere waren, die seine dicke Nase unter dem gelben Haar leuchten machten, bekam er endlich zu hören, daß es in keinem der hundert städtischen Bierhöfe, denen das Brauen erlaubt war, so zuginge wie hier, und daß sie das nächstemal, wenn die Reihe zum Brauen an ihn käme, einen der bewaffneten Stadtknechte mitbringen würden, daß der sie vor seinem Schandmaul schütze. Merten Schmidt hatte geschäumt. Aber der Feuerwächter hatte ein zu wichtiges Amt. Gerade ihn konnte man nicht fortjagen, und so hatte er nachher seinen Jörn nur noch an den beiden Biergeberinnen auslassen können, die im Gärl Keller dem Sud die gute Ramenzer Hefe zusetzten und bei manchem schnell geleerten Becher den Gärvorgang beobachteten.

Wütend schlurste er dann durch die Zechstuben.

Hatte er nicht allen Grund, zu toben? Daß ihm das passieren mußte, ihm, der soviel Gutes an dieser Dirne getan! Drei Monde war es ja nun wohl bald her, seit er sie ins Haus genommen, nachdem der Georg von Warnsdorff ihren Vater erschlagen, weil er die Tochter nicht ins Bett des abligen Wüstlings lassen wollte. In der Küche hatte er ihr einen Platz verschafft, um Gotteslohn natürlich, nicht, wie dieser Thomas Kober lästerte, weil er bald gemerkt, daß der Warnsdorff, der nach seiner wilden Tat geflüchtet, einen feinen Geschmack gehabt. Wenn sie ihm im Laufe der Wochen immer besser gefiel, wer konnte dafür! Man tat ja der Dirne nichts Schlechtes, wenn man öfter als sonst einmal in der Küche nach dem Rechten sah und sie zum Lohne für ihre emsige Arbeit scherzhaft hier- und dahin kniff.

Spröde war das Ding. Kaum sah sie ihn einmal aus den großen nachtblauen Augen unter dem golden schimmernden üppigen Haare an. Aber je spröder sie tat, um so wilder ging sein Blut nach ihr. Er würde sie schon noch in seine Arme zwingen, wenn sie nicht willig kam. Und nun hatte da gestern dieser lange Kaspar gefessen, der Hauptmann der Söldner, und vor ihm hatte die Annagrete gestanden und hatte ihn angeschaut, er durfte gar nicht daran denken, wie. Dort auf dem Wandfims grinste ihn noch der Krug an, aus dem er ihr zugetrunken. Und als ob der

Krug mit an allem schuld sei, riß er ihn vom Sims und schleuderte ihn von sich, daß die Scherben herumsplitterten.

Verflucht, daß auch diese Söldner in der Stadt herumlungern mußten, anstatt nach dem Befehl des Königs nach der Niederlausitz zu marschieren! Aber freilich, ein kurfürstlich gesinnter Rat wie der der vielen Stadt Görlitz würde doch nicht gegen die Truppen des Kurfürsten kämpfen lassen. Es war ja schon viel, wenn man überhaupt nach dem Wunsche des Königs ein Häuflein Knechte erworben. Nun lagen die also in der Stadt auf der Bärenhaut, versoffen ihren Sold, und ihr Hauptmann verführte seine Magd, als ob er sie grade darum den Klauen des abligen Wüstlings entrisse.

Je länger er tobte, um so mehr blähte sich die Enttäuschung seiner Sinne zu einer sinnlosen Wut auf den Rat, der ja doch an allem die Hauptschuld trug. Hätte er die Knechte nicht mit allerlei nichtigen Entschuldigungen vom Zuge nach der Niederlausitz zurückgehalten, dieser lange Kaspar hätte sich nie wie ein frecher Räuber in sein leimendes Liebesglück eindringen können. Hatte er schon immer nichts als Neid und Mißgunst für die Herren da oben empfunden, so wuchs sein Haß jetzt ins Groteske-Gigantische. Wäre einer der Herren in die Zechstube getreten, er hätte vor ihm ausgespien und ihm die Tür gewiesen, ja, das hätte er getan und stolz auf seine paar Bierpfennige verzichtet.

Sich selbst ob dieser Opferbereitschaft bewundernd, trat er an ein Fenster und öffnete es in den mürrischen, regnerischen Oktobermorgen. Niemand ließ sich auf der Gasse sehen. Dort drüben im Rathaus saßen wohl die Herren und grübelten über einer neuen List, die Befehle des Landesherrn zu umgehen.

Während er so stand und heimlich die Fäuste hinüberballte, scholl vom Neumarkt her Pferdegetrappel, und kaum daß er die immer noch von Leidenschaft verschwommenen Blicke in die neue Richtung gelenkt, sprang ein Mann vom Pferd, dessen Mienen höchste Erregtheit ausdrückten.

„Joachim Frenzel! Ihr seid es? Was führt Euch so früh in die Stadt?“

Der Reiter legte den Finger auf den Mund.

„Still, ist Thomas Kober zur Stelle? Ich habe mit euch beiden zu reden.“

„Ich hole ihn sofort. Für Euch wird er wie ich immer Zeit haben.“

Und ohne erst einen seiner Knechte zu rufen, führte der Sinkende, dessen Wut zurückgeschwemmt war in die Tiefen seines Bewußtseins, das von heißem Ritte schäumende Pferd in den Stall und den vornehmen Gast in ein nach dem Fischmarkt hinausgehendes Hinterstübchen.

Nachdem er ihm einen Becher Rheinwein eingeschenkt, schlurste er durch das Haus, den begehrteten Wirt des Gasthofes zum Goldenen Baum, der nur zwei Häuser weiter am Untermarke lag, zu holen. Fast wäre er die niedrige Treppe zu den Lauben hinaufgestolpert, so peinigte ihn die Neugier.

Unterdes lachte sein Gast beim Glase Wein fröhlich vor sich hin. Eine bessere Nachricht konnte man ja so gut katholischen Leuten wie den beiden, die bald vor ihm sitzen würden, gar nicht bringen. Wie sie wohl den kurfürstlich gesinnten Herren vom Rate eingehen würde! Da, ha, ihre Gesichter möchte man sehen!

Wie Merten Schmidt und Thomas Kober war Joachim Frenzel, der reiche Kaufherr, der von seinem Vater, dem Stifter der Annenkirche, nicht nur manch Kaufmannsgut, sondern auch manch Dorf im Umkreis der Stadt geerbt und nun, vom Kaiser geadelt, auf Königshain saß, ein glühender Feind des Rates. Wie die fürstlichen Kaufherren Augsburgs, zu denen er manche Beziehung unterhielt, hatte er frühzeitig danach gestrebt, nicht nur mit Dingen der Fremde zu handeln, sondern auch Macht zu gewinnen über die Schätze des heimatischen Bodens. Eisenerze wuchsen von jeher unter der Rasendecke der Heide. Ein eigenes Hammerwerk schmiedete das aus ihnen gewonnene Eisen. Wie stolz hatte das Herz des Jünglings mit dem Hammer gehüpft, den die Welle des lustig sich drehenden Wasserrades bewegte! Wie stolz hatte er zugehört, wenn die Frachtwagen ins Land fuhren, beladen mit dem köstlichen Eisengut!

(Fortsetzung folgt.)



Die Braupfanne wird zum Brauhof gefahren. Handszeichnung aus Gabriel Dundes Chronik. RGA-Bild

Der Granit

Eine volkstümliche, erdkundliche Forschung für Besucher der Königshainer Granitbrüche

Von Rektor i. R. Max Seibel, Görlitz

Meine reichhaltige Mineraliensammlung, an deren Vervollständigung ich über 40 Jahre gearbeitet, ist nach meiner Pensionierung in den Besitz des Heimatmuseums in Weißwasser übergegangen. Diese Sammlung enthält fast alle Gesteinsarten und Erze Schlesiens, weit über 1000 Belegstücke von der Urzeit der Erde (azoischen Periode) bis in die Neuzeit (känozoischen Periode) hinein. Für Geologen (Erdbildungskundige) ist diese Heimat Sammlung eine ergiebige, lehrreiche Fundgrube, ein vorzügliches, geologisches Lehrbuch. Aber auch der Paläontologe (Versteinerungskundige) findet in den überaus vielen Versteinerungen, die diese Sammlung enthält (Seeigel, Muscheln, Belemniten oder Donnerkeilen u. v. a.) sichere Urkunden aus dem Mittelalter der Erde, der sogenannten mesozoischen Periode.

Für Steine, aus denen sich einst vor ungezählten Millionen von Jahren die Oberfläche unserer Erde gebildet, zeigen die Menschen vielfach wenig Beachtung. Nach der Meinung so vieler sind sie etwas Totes, besitzen also kein Leben, demnach auch keine Lebensgeschichte wie etwa Blumen und Vögel, Haus- und Wildtiere. Und doch können, wie die Bibel sagt, „Steine reden!“ Ja, sie können uns überaus viel erzählen, wenn wir uns nur einmal eingehender mit ihnen beschäftigen, und das soll in den folgenden Zeilen in volkstümlicher Art geschehen.

Von den ungezählten Steinarten ist uns allen ja der Granit der bekannteste Stein. Jedem Fremden, der vom Blockhause aus nach dem Tivoli fährt, fällt ganz besonders die schön mit Koppsteinen gepflasterte Straße auf. Der Granit dient aber nicht bloß als Pflasterstein, sondern, wenn er kunstvoll behauen, als Baustein oder auch, schön poliert, findet er Verwendung zu Denkmälern. Unsere deutschen Mittelgebirge wie Odenwald, Fichtel-, Erz- und Riesengebirge, Harz und Thüringer Wald bestehen fast durchweg aus Granit. Seine Farbe ist je nach der Gegend verschieden: grünlich, rötlich, grau oder auch schwarz gesprenkelt. In der norddeutschen Tiefebene ist der Granit keine Seltenheit. Dort tritt er uns in Gestalt von „Findlingen“ oder „Erratischen Blöcken“ entgegen. Ich erinnere da nur an die gewaltigen Findlinge bei Rauen in der Nähe von Fürstentwalde in der Mark. Wir brauchen jedoch gar nicht so weit zu gehen. Vor dem Eingange in den hiesigen Stadtpark, nicht weit vom Portikus, sehen wir so einen Irr- oder Wanderblock. Der Teufelsstein an der Gaulta bei Triebel, der Bücklerstein im Mustauer Parke, die Steingruppen am Eischee daselbst, dann der mit Eisen bewachsene und mit Gletscherschrammen gekennzeichnete Stein an der sogenannten „Roten Schule“ in Weißwasser sind sämtlich „erratische Blöcke“. Sie bestehen aus Granit, der aus Skandinavien stammt und zur letzten Eiszeit auf dem Rücken der gewaltigen Gletscher sich zu uns verirrt und dann beim Schmelzen des Eises zurückließ. Die Gletscherberge reichten weit in unsere Lausitz hinein und bildeten längs des Gletscherrandes massenhafte Steinhäufungen, „Moränen“ genannt. Eine solche Steinhäufung oder Endmoräne befindet sich bei Klein-Särchen, Kreis Sorau. Dieses Dorf gilt daher heute noch weit und breit als der „steinreichste Ort“ der Niederlausitz. Die Klein-Särchener trieben daher vor vielen Jahrzehnten schwungvollen „Steinhandel“. Zu Wegweisern und Grabdenkmälern wurden diese Granitsteine gern gekauft; die meisten fanden jedoch zum Pflastern der Feldwege und Dorfstraßen höchst willkommene Verwendung. Einige Besitzer haben heute noch ihr Gehöft mit riesigen, aufgehäuften Steinmassen umgeben. Die Bibeller Kirche, eine der allerältesten in der Lausitz, weit vor der Reformation erbaut, besteht aus diesen skandinavischen, eiszeitlichen Steinen; nur der östliche Teil, später angefügt, ist Backsteinbau. Sämtliche Gassen, auch der Marktplatz in Triebel, meiner Heimatstadt, sind mit diesen norwegischen Granitsteinen gepflastert.

Wer sich ein Stück Granit näher ansieht, erkennt sofort, daß dieser Stein aus mehreren Mineralien oder Gesteinsarten gebildet ist. Er ist also ein Gemengstein, der in der Hauptsache aus Quarz, Feldspat und Glimmer besteht. „Feldspat, Quarz und Glimmer, die drei vergeß ich nimmer“, so lautet, wie allbekannt, stets der Merksatz für die Gemengteile dieses Gesteins. Außer diesen Hauptbestandteilen des Granits findet man oft noch Granaten, Turmalin, Schwefelkies und Beryll (von Beryll ist der Name Brille entstanden) in ihm eingesprengt. Prächtige Belegstücke hierzu bietet die Mineraliensammlung des Heimatmuseums in Weißwasser.

Wenn man einsam sinnend unsere Heide Landschaft durchwandert und an den vielen zerstreut umherliegenden Steinen vorübergeht, verfehlt man sich im Geiste Jahrtausende zurück, zurück in jene geheimnisvolle Vorzeit, wo es noch keine Menschen auf der Erde gab, die Landeskronen und die Schneelöcher noch gar nicht da waren, sondern weite, weite Meere fluteten. Welche ungeahnte Veränderung hat im Laufe dieser langen, langen Zeit unser Heimat erlebt! Ich erinnere nur an den überreichen

Pflanzenwuchs aus der Steinkohlenzeit. Da wuchsen riesenhafte Schuppen- und Sigillarienbäume, baumhohe Schachtelhalme und an den Baumriesen schwarzhende Farne, deren Abdrücke der Kohlschiefer aufweist. Nur bei Tropenwärme war diese üppige Vegetation möglich. Und dann kam eine Eiszeit, die alles Leben erstickte. Wie erklärt man sich wohl diesen gewaltsamen Temperaturumschwung? Vermutlich ist damals die Erdbachse durch irgend ein Ereignis aus ihrer ursprünglichen Stellung verschoben worden, daher dieser Wechsel von Tropenwärme zur Nordpolkälte. Ja, einige Geologen sind heute noch der Meinung, daß sich unser Klima von Jahrhundert zu Jahrhundert, wenn auch langsam, immer mehr der kalten Zone näherte. Man wäre fast versucht, dieser gelehrten Ansicht beizupflichten. In meiner Jugendzeit, in den 70er Jahren, wurden in Zibelle bereits Ende März oftmals die Frühkartoffeln in die Erde gesteckt. Seit Jahrzehnten ist nicht mehr an solches frühzeitiges Bestellen der Acker zu denken.

Doch nun wieder zurück zum Granit, zu seiner Entstehung, also zu seiner Geburtsstunde. In der Steinkohlenzeit traten gewaltige Kräfte in Tätigkeit. Das glutflüssige Erdinnere, dem man den griechischen Namen Magma, d. h. Teig, gegeben hat, türmte riesige Gebirge empor. Unser Riesengebirge mag damals noch viel höher gewesen sein. Wind und Wetter in der unermesslichen Zeit haben die Kluppen abgeschliffen, dann trat der Granit, das plutonische Urgestein, zutage. „Plutonisch“ heißt es nach Pluto, dem Gott der Unterwelt; „Urgestein“ nach der glutflüssigen Masse, aus der ursprünglich unsere Erde bestand. Außerdem nennen die Gelehrten den Granit noch Eruptivgestein, weil es aus der Tiefe hervordrang. Andere Gesteinsarten sind viel später entstanden und enthalten sehr oft, wie z. B. der Feuerstein, der Sandstein, Versteinerungen von Seetieren (Seeigel, Muscheln, Belemniten u. v. a.). Dies fehlt dem Granit. Basalt, woraus unsere Landeskronen und der Löbauer Berg bestehen, ist auch Eruptivgestein (Ausbruchsgestein) aus der Tertiärzeit (Schichtenfolge, jünger als die Kreidebildung und älter als das Diluvium (aufgeschwemmtes Land), aber kein Urgestein; er hat den Granit, der ihn am Fuße umlagert, durchbrochen.

Der Granit führt seinen Namen nach dem lateinischen Worte granum, das Korn, so benannt nach der körnigen, massiven Zusammensetzung (Struktur), die sehr verschieden sein kann, grob- und feinkörnig. Der Granit, der den Koppentegel bildet, besteht aus gleichlaufend geschichteten Glimmerblättchen und einem körnigen Gemenge von Quarz und Feldspat und führt die alte, bergmännische Bezeichnung Gneisgranit.

Sehen wir uns einmal die einzelnen Bestandteile des Granits näher an. Zuerst den Quarz. Er ist glasartig, hart, grau, gelb, weiß; man kann ihn mit keinem Messer ritzen, beim Zerschlagen zerspringt er muschelartig. In der glutflüssigen Masse standen sich diese Gesteinsarten gegenseitig im Wege und konnten daher nicht ihre eigenartigen Formen annehmen, die sie bei freier Entwicklung erhalten haben würden. Der härteste und stärkste von den „Drillingsgeschwistern“, der Quarz, nahm oft die Oberhand, er verschaffte sich Elbogenfreiheit, und so entstanden Hohlräume, „Drusen“ genannt. In der Freiheit, also nicht eingeeengt durch seine beiden Brüder, Glimmer und Feldspat, zeigt sich der Quarz in seiner erhabenen Schönheit: wasserhell als Bergkristall, hell- oder dunkelviolett als Amethyst, rauchbraun als Rauchtopas, pechschwarz als Morion, weingelb als Zitrin. Die verschiedenen farbigen Quarze: Amethyst, Chalzedon, Jaspis usw. miteinander vermischt, bilden dann die wunderschönen Achat, die geschliffen prächtige Schmuckstücke liefern. Auch hier sind über 60 Stücke aus Kupperberger und Landesbutter Gegend in der Sammlung von Weißwasser vorhanden.

Nun zum Feldspat. Seine Spaltungsflächen sind eben. Bei grobkörnigem Granit gleicht der Feldspat derben roten Fleischbrocken. Stehen die Spaltungsflächen rechtwinklig aufeinander, so haben wir den Kalifeldspat oder Orthoklas vor uns; wenn schiefwinklig, ist es der Kalk-Natron-Feldspat. Ist er wasserhell, weiß, perlmutterglänzend, nennt man ihn Adular.

Der dritte Gemengteil des Granits ist der Glimmer. Er ist weiß, daß man ihn mit dem Fingernagel ritzen und in papierdünne Plättchen zerspalten kann. Schwarzer Glimmer ist Magnetitglimmer, weißer Kaliglimmer. Wenn silberweiß, wird er volkstümlich oft „Kagensilber“, wenn goldgelb „Kagensilber“ genannt. „Es ist aber nicht alles Gold, was glänzt“, und da sein Wert sehr gering, also für die Kage ist, daher wohl die eigenartige, nichtachtende Benennung.

Alles in der Welt ist vergänglich, also nicht nur der Mensch, sondern auch die gesteinsbildenden Mineralien. Selbst die härtesten Steine verwittern. Der Verwitterungsprozess wird bewirkt durch die Einwirkung der Sonne, durch Temperaturwechsel, durch Einfluß des Wassers und der Luft und unter Mitwirkung der Pflanzen (Moose, Flechten, Sträucher, Bäume), die auf dem

Gestein wachsen. Durch den Verwitterungsprozeß erhalten viele Gesteinsmassen, namentlich auf den Rämmen der Gebirge, das ruinenhafte, zerrissene Aussehen, wie das recht deutlich bei den Mittagsteinen auf dem Riesengebirge und am Borschen bei Bilin in der Tschechoslowakei wahrzunehmen ist.

Infolge der Verwitterung entstehen lehrreiche chemische Umsetzungen. So gehen die meisten Feldspate in Ton über. Quarz ist chemisch unlöslich und kann nur mechanisch zertrümmert und zu immer feineren Körnern (Sand) zerrieben werden. So ist das „Endprodukt“ des Granits ein Gemenge von Ton und Sand, das man gewöhnlich als Lehm bezeichnet. Aber auch die Pflanzen, die die Auflösung des Granits herbeiführen, müssen vergehen; sie sterben und bilden Humus (fruchtbare Erde). Die verwitterten Gesteinsarten vermengen sich mit Humusstoffen. Dadurch entsteht fruchtbarer Boden. Wer zur Erntezeit das prächtige Wiesen-, Acker und Gartenland um Görlitz, Biegnitz und Breslau durchwandert, der wird es kaum glauben wollen, daß diese Fruchtbarkeit zum großen Teile auch dem Granit zu verdanken ist.

Entstehen und Vergehen des Granits und sein Erwachen zu neuem Leben, wenn auch in ganz andere, neue Daseinsformen, erinnern uns mit Recht an das Wort des Dichters:

„Das Alte stirzt, es ändert sich die Zeit,
und neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Der Bleibergkamm Von Veterinärarzt Otto Simon

So bin ich endlich dir entronnen,
Stadt der Kritik und Politik,
Mich lockt hinaus der Maienwonnen
Unwiderstehliche Musik.
Fahr hin, du Lärm der Zeitungsblätter,
Der widerwärtig gellend schallt,
Mir ist, als hör' ich Horngeschmetter
Aus einem fernen Buchenwald! Moritz Graf Strachwitz

Abwärts der großen Heerstraßen, auf denen sich zur Sommerzeit der Strom der aus den Großstädten flüchtenden Menschen dahinwälzt, erheben sich, entrückt dem Lärm und Qualm der ruhelos hastenden Welt, im Norden des Jannowitzer Tals als schönster Teil des Bober-Rasbach-Gebirges die Bleiberge. Sie stellen ein Gebirge für sich dar, das auf seiner Südseite zum Teil schroff gegen den an seinem Fuße sich entlang schlängelnden Bober abfällt, einen Gebirgskamm von mehr als einer Meile Länge, und sind meistens mit hohem Nadel- und Laubholz bestanden.

Vor vielen Jahrzehnten wurden dort Bleierze gefördert. Als letzte Überbleibsel des Bergbaus sind an den Abhängen hin und wieder noch längst verfallene Stollen vorhanden, so am Eingange zum Fichtnergrund, ferner gegenüber der Bergmühle und in der Nähe von Rudelstadt.

Auf den Bleiberger Bergen begegnet man nur selten Wanderern, Vereinen und Schulen. Daher findet man dort weder Eierschalen, Wursthäute noch Papierfetzen, womit der Stadtmensch die Wälder so gern zu schmücken pflegt. Die Luft wird hier nicht durch Benzin- und Ölbüfte vergiftet und das Geheul der Hupen martert nicht dein Ohr. Du hörst dort auch nicht wüstes Lärmen und Gröhlen besessener Menschen, die nicht nur in Auerbachs Keller, sondern auch in der freien Natur bekanntlich „wie vom bösen Geist getrieben toben“.

Dafür aber vernimmst dein Ohr fröhliches Vogelgezwitscher und das feierliche Rauschen der Bäume. Du erlebst, wenn du zur Buche oder Douglasstanne emporschaust, die herrliche Schubertsche Weise:

Und ihre Zweige rauschten, als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle, hier findest du deine Ruh!“

Die Schönheit der Bleiberge zu beschreiben, wäre ein vergeblicher Versuch. Diese muß man erleben und tief im Herzen empfinden, wenn man überhaupt Sinn für die Natur hat. Jeden Augenblick stößt man auf neue Schönheiten in Tier- und Pflanzenwelt. Die Natur spricht unaufhörlich zu dir, sei es durch das Rauschen der Baumwipfel oder durch das Gemurmel eines munteren Baches, sei es durch das Gurren der wilden Taube, den Ruf der auf den Tannenkronen Ausschau haltenden Goldammer, das Gelächter des Buntspechts oder durch den Schrei des im blauen Raume kreisenden Habichts. Betrachtet man den Bleibergzug von Kupferberg aus, so hat man von ihm den schönsten Anblick. Außerdem kann man ihn von dort aus am besten überblicken und sich seine Formen einprägen. Er stellt sich als ein von Rudelstadt bis nach Seiffersdorf laufender Kamm dar, der durch sechs tiefe Schluchten in einzelne Berge geteilt wird.

Diese Schluchten führen zum Teil die Namen derjenigen Landwirte, denen die anliegenden Ländereien gehörten, und heißen von Osten nach Westen: Söllens-, Ubers-, Pfaffen-, Fichtner-, Körner- und Rosengrund.

Mehr als ein Duzend Berggipfel gibt dem Kamm sein eigenartiges Gepräge. Besondere Namen führen der Willer-, Brittwitz-, Schubert-, Brendel-, Karls-, Buchberg und der Rosengarten,

Auf Ketschdorf zu springt gegen Norden der Kretschberg hervor, während gegen Süden, dem Bobertal zugewendet, der Popelberg liegt, von dessen Gesteinsmassen zeitweise stark gebrochen worden ist, so daß er zum großen Teil verschwunden ist. Er enthält einen bröckligen Schiefer nebst Olivin.

Schräg entlang über den Bleibergkamm zieht die von Friedrich dem Großen angelegte Kolonnenstraße von Stredenbach bis nach Seiffersdorf. Sie diente 1745 bei der Schlacht von Hohenfriedberg zur Truppenbeförderung und wird sonst fast nur von Holzfuhrwerken befahren. Verschiedene Felsmassen thronen auf den Bergen, so die Breslauer Steine, der Pfarrstein, die beiden Beersteine und einige unbenannte Blöcke.

Von den genannten sechs Schluchten ist der Körnergrund landschaftlich am schönsten ausgestattet. Ein Unwetter hat vor Jahren am Eingange zur Schlucht ein Flußbett geschaffen, das später wieder verödet ist. Neben einem murmelnden Bache gelangt man an einer Wiese vorüber bald unter hohem Baumbestand zu einem Wegweiser. Auf dem links abwärts führenden steilen Pfade erklimmt man am schnellsten die Kammhöhe. Untertweg erblickt man beim Rückwärtssehen das wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaute Städtchen Kupferberg, ferner das langgestreckte Waltersdorf, den Ochsenkopf, Dorf Rohnau mit seinen überdödeten Bergwerkshalben, den Scharlachberg (auf schlesisch Schorlich), die aus dem Hochwalde gerade noch hervorragenden Friesensteine, den gleich einer Burg trotzig emporsteigenden Mariannenfelsen, die Falkenberge (im Volksmunde die „tummen Jungens“ genannt, weil sie von überall aus sichtbar sind), und den Riesengebirgskamm — eine Aussicht von auserlesener Schönheit.

Oben angelangt, sieht man vor sich einige Eichen und dicht darunter eine Bank. Das sind die Schornsteinsegereichen, die ein naturliebender Kupferberger Essensehrer einst gepflanzt hat, um dort zu rasten, wenn er nach Ketschdorf wanderte.

Von den Eichen führt ein Fußpfad nach Ketschdorf hinunter, an einem allein stehenden stattlichen Baum vorüber, dessen Stamm eine Steinbank umschließt.

Vom Körnergrunde gelangt man auf dem rechts vom Wegweiser auslaufenden weniger steilen Fahr- und Hohlwege ebenfalls auf die Höhe. Untertweg ladet eine Bank mit schöner Aussicht zur Rast ein. Oben auf dem Kamm befindet sich eine Dichtung und ein Wegweiser mit so zahlreichen Ortsangaben, daß man nicht irrtgehen kann. (Beim Anblick dieses Wegweisers stieg eine Erinnerung an meinen einstigen Aufenthalt in mir empor. Im Kreise Gostyn der früheren Provinz Posen hatte ein ebenso geistreicher wie witziger polnischer Graf unter einem Wegweiser, dessen Inschriften keinen Zweifel zuließen, eine Tafel mit folgenden Zeilen setzen lassen:

Wandrer, wenn du jetzt nicht weegst,
Wohin du gehst,
Und kämst du aus Arabien,
Dann laß dich nur begraben!

Seine klassische Bildung bekundete dieser Humorist auch dadurch, daß er zwischen zwei Ortstafeln, die die gleichlautenden Namen der Orts- und Gutsgemeinde trugen, eine Tafel mit der Inschrift:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde die Dritte

aufstellen ließ.

Wandert man rechts, so betritt man einen dichten, dunkeln Tannenforst. Bald weist ein Wegweiser links nach den Beersteinen. Du trittst hier aus dem Forst heraus und vor deinen entzückten Blicken tut sich eine wundervolle Landschaft auf. Dort steht eine Bank an bevorzugter Stelle. Einige Schritte weiter rechts ragt der eine der beiden Beersteine (627 Meter) frei empor, während sein dicht benachbarter Zwillingbruder zwischen den Bäumen halb versteckt ist. Man überschaut den östlichen Teil des Rasbachtals mit seinen gewaltigen Bergen, unter denen der Kitzelberg mit den weithin sichtbaren Marmorbrüchen auffällt. Unten liegt Ketschdorf, seitwärts, etwas höher, Seitendorf, und dahinter die Eisentoppe (666 Meter). Ganz im Hintergrunde erheben sich der Gröbzigberg bei Bunzlau und der Probsthainer Spitzberg. Dicht unterhalb der Eisentoppe kleben etliche Gehöfte, die dem kleinen, armen Dorfe Altenberg angehören. Einst befand sich dort eine lebhaft freie Bergstadt, denn es herrschte da in alten Zeiten ein starker Bergwerksbetrieb; der Bergbau bezog sich im 15. und 16. Jahrhundert auf silberhaltige Bleierze, später wurden besonders Kupfer- und Arsenikkies gefördert. Altenberg zählte als Bergstadt 2000 Einwohner. Die dortigen Bergknappen sollen auch in der Mongolenschlacht bei Wahlstatt 1241 mitgekämpft haben. Im Jahre 1892 brannte die längst zum Dorfe eingeschrumpfte Ortschaft ab. Infolge der Wasserarmut wurden sämtliche Häuser ein Opfer der Flammen. Glücklicherweise konnten die berühmte Riesenbafgeige und ein Schöppnbuch vom Jahre 1586 gerettet werden. Allein wegen dieser Bafgeige verlohnt sich ein Besuch von Altenberg. Das Ungetüm wird in einem eigens dafür geschaffenen Behältnisse im dortigen Gasthause aufbewahrt.

(Schluß folgt.)

Alte Schmiede in Jonsdorf



Zeichnung: Max Kühnel

Un wieder hoan mer anne Reese gemacht,

oam Sunnt'ge niämlich, nu, ja, woarim od nie, un wißt'err, wu se hiegegäng'n is, hä? Doas erroat'err nie, oaber 'ch war'sch od fig verroaten: Noo amoal (groade wie ze Ahstern, doas hoat'err wull gelaafen?) ei's Laub'n'sche, durte benn Neukraatschner Hutbarg, glei dernaben, un dihmoo doo hutt mer oo de Froo'n mitte, mir zwei Beeden, woas de mei Freund, dar Kroomerschjunge voo anne doozemoale un iche sein tun. Doas de un de Weibsen die woarn derbeine, wie de doas asu gekumm woar, wißt'err, doas is de asu a Ding; oaber luß bersch, se woarn haalt mitte, doas liß'ch nie imschmeihen. Un darwaigen irschit rimzestreiten, nee, mach' mer nie, wu se schun sicht Bertel aols wie „Wieder oalleene lubsziehn“ un „Schun wieder anne Herrnboardieh?“ un „Woas hoan



denn mir Weibsen uff dar Balt doohir?“, wu se schun su siähre laut a wing viesoartig geriädt hutten. Daber gutt dan'n Dinge, infer „Duaordett“ (doas sein groade Biere) hutt'ch a'm hiegemacht un nu woar'sch durte, un schun woarn mer oo ei dar Schenke hinne vu waigen un so. Un wie de su benn Dischlurfe ee Bertel zen andern kimmt, groade uff dieselbigte Weise hoat infer ahler guder Kroomerschjunge noo a poar Stidel aus senn La'm doozemoale durte im a Hutbarg rim zen Basten gega'm. Je irschte, doo berzählt ar anne kenne Schulgeschichte, woas se durte moichmoal fer Schinderstiel ausgefrassen hutten. Su zen Beispiele hoan se amoal eem Jung'n, dan'n lees su richt'g gutt sein muchte, ei sei Faderkastl anne Hambfödl — Hoasendredl reigestadt. Wie de jerr nu ei dar Schulstube a Diährer doas Kastl mit-somft'n Durbern durweisen toat, nu, doo, „begoab sich etwas“, un Willem, a'm dar Kroomerschjunge, soite od doas eene Bertel: „Bachpfeifen!“ Wie ar nu un ar woar schun a wing grisser gewurn, doo hutt ar schiene langschäftge Stiefel vum Fuhrmert ei Lauben (vum Schuster aus Schimmrich woarn se), die hutt ar gekeeft getriggt. Daber wie ar'sche doas irschte Moal su richt'g eigeweih't hutte, doo toaten se'n verflischt dreden, un wie ar'sche nu nie derheeme glei fig vu a Fuh'ten rungerkriegen toat — wird doo dar Willem nie su richt'g biese und will schun mit senn Raasemasser eesach de neuen Langschäftler uhffschneiden, bermitte, doas ar'sche un ar tiäte se basser runger voo a Fissen kriegen. Da Raasebitt'ch hiätt's oo fartig gebrucht, wenn de nie sein Freund derzune gekumm wiär un hiätt'n zugerädt oals wie an'n franken Schweindel, un noohernd doo hulf ar'n benn Ausziehn! — Na, sichte able Verziäh'l toat ins dar guhde Willem aus Neukraatschen uhß Dabehte briäng'n, un mir hoan oalle efftercher hallubf drierer gelacht. Un woas inse beeden Frooen woarn, die meenten od, nu tiät se's nimmieh wundern, doas mir zwee Beeden su garn anne Reese z'amme gemacht hiätten — wenn de's asu spoah'hoast'g derbeine zugiehn tiätel! Gootlieb

Lenzesmorgen

Hell klingt das große Wecken, der lieben Vögel Sang,
Aus Wäldern, Feldern, Secken zu Gottes Preis und Dank.
Die Lerchen jubelnd steigen schon auf ins Himmelszelt,
Wenn noch der Nebel Reigen schwebt über Tal und Feld,
Noch eh auf goldnen Schwingen hervor die Sonne bricht,
Dem Schöpfer Dank zu bringen im ersten Frührotlicht.
Steigt dann mit heitrem Blinken die Sonne ganz empor,
Hört man die Meisen, Finken, der Stare frohen Chor.
In alle Winkel, Nischen bringt jetzt der Sonne Schein,
Und Kirchenglocken mischen sich in das Jubeln ein.
Ihr Sang und Klang ertönet weit in die blaue Luft,
Aus allen Blüten strömet der holde Frühlingsduft.
Er glänzt, es glüht, glimmert aus Busch und Wiesenau,
Es funkelt und es flimmert der Lenz im Morgentau —
Weil Sonn' und Erd' sich kühten in heißem Liebesbund,
Kann er so reich sich brüsten der Lenz zur Morgenstund.
Er zeigt in zartem Prangen der reinsten Jungfrau sich,
Ihn kniend zu umfassen, keusch, herb und königlich.
Ein Bächlein auf der Reise eilt hin am Waldesaum,
Es raunt und wispert leise von einem Frühlingstraum.
Bergigmeinnicht am Rande schläft noch und träumt beglückt,
Daß es im roten Bande ein Mädelstübchen schmückt.
Ein Reh zieht sacht zu Holze, es wird ihm jetzt zu hell,
Vom Sieb die Kugelbolze, die tötet gar zu schnell.
Es sichert in die Rinde, springt durch der Birken Grün
Zum jungen Tannengrunde, aus dem die Lichte glühn, —
Die auf den schlanken Fichten der Lenz hat aufgesteckt,
Sich selbst das Fest zu richten, daß er die Erd' erweckt.
Und mitten drinn' ein Weiber hemmt jetzt des Bächleins Lauf,
Drauf brechen grad zur Feier die Wasserrosen auf.
Ein Teichhuhn lockt das Hähnchen zur Lieb' in Risch und Rohr
Der Ruckuck ruft dem Dämchen vor Reid gud, gud ins Ohr.
Die Blätter rauschen Psalmen im dunklen Waldebdom,
Es trillert aus den Palmen und zirpt der Grillen Ton.
Sein Täubchen ruft der Tauber, die Käfer summen fein,
Es spinnt in seinen Zauber der Lenz dich ganz hinein. —
Wer will den Lenz erleben, den ersten Drosselschlag,
Muß sich vom Lager heben schon früh vor Tau und Tag.
Ihn suchen mit der Seele, mit Herz und wachem Sinn,
Damit er ihn nicht fehle, den köstlichen Gewinn,
Der von dem Lenzeswunder nur heimlich wird beschert, —
Daß aller Sorgen Blunder ist keinen Heller wert . . .
Doch in dem fernen Städtchen man noch im Schlaf ertrinkt,
's liegt alles noch im — Bettchen, so sehr die Sonn' auch winkt.
W. Voigt (Tr.).

Kennt ihr die Natur der Heimat?

Der Apollofalter war früher durch zwei Arten, nämlich den prachtvollen Schleifischen Apollo und den Schwarzen Apollo, in unserer Heimat vertreten. Der Schleifische Apollo begann schon um 1840 auszusterben; dies ist wohl zum Teil der modernen Forstwirtschaft zuzuschreiben, die ihm nicht zusagte. Die Hauptschuld an diesem bedauerlichen Vorkommnis trägt aber zweifellos die Sammelleidenschaft, die einen Falter um so mehr verfolgt, je seltener er ist. In Schlesien ist der Apollo schon in den achtziger Jahren verschwunden, im Altwatergebirge und im Mährischen Gesenke in den neunziger Jahren, so daß er seit Jahrzehnten in den Sudeten völlig ausgerottet ist.
Der Schwarze Apollo, der nicht die wunderschönen roten Augenflecke auf den Hinterflügeln besitzt, flog kurz nach dem Weltkrieg noch auf dem Hornschloß bei Dittersbach im Waldenburger Gebirge, auf der Bischofskoppe bei Judmantel im Mährischen Gesenke und auf dem Hochwald bei Gottesberg. Es entzieht sich meiner Kenntnis, ob er noch heute an diesen Stellen zu finden ist. J. S.

Die Heimat erzählt von alten Zeiten

Als „ewiger Primaner“ lebte in Hirschberg ein gewisser Binte, der von 1788 bis 1827 die Primarbank des Gymnasiums drückte! Er galt wohl zuletzt nur als eine Art Schulnarr und Büttel der besagten Klasse. — Unser Gewährsmann schrieb schon vor fast 60 Jahren mit Recht, daß solche Vorkommnisse der „guten alten Zeit heut unmöglich seien“.
1000 Bäntholzschachteln kleben brachte im Jahre 1885 dem betreffenden Heimarbeiter ganze 90 Pfennig ein!
„Schleifischer Champagner“ wurde erstmalig durch Carl Samuel Häusler in Hirschberg aus Grünberger Trauben hergestellt. Die Jahresmenge betrug 60 000 Flaschen.

Verantwortlich: Paul Hende, Görlitz

Mr.

W

Das Allerhöchste Jahre und Gabe stehung man an Jahres ersten Aus zeichnu



Kriegen

Dorfli